

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-32200-8

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

Leslie Thomas

Die
unkeusche
Nell

Roman

Scherz

Erste Auflage 1992
Einzig berechnigte Übersetzung
aus dem Englischen von Elke vom Scheidt.
Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
«Bare Nell» bei Methuen Ltd., London.
Copyright © 1977 by Leslie Thomas.
Gesamtdeutsche Rechte beim Scherz Verlag, Bern, München, Wien.
Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Funk, Fernsehen,
fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art
und auszugsweisen Nachdruck, sind vorbehalten.
Schutzumschlag von Zembsch Werkstatt.

I

Schon als kleines Mädchen in Westengland war mir klar, daß ich zu meinem ungewöhnlichen Leben bestimmt war. In der Schule konnte ich gut mit Worten umgehen, und ich war auf eine Weise hübsch, die man in der dortigen Gegend «knackig» nennt. Ich wußte, eines Tages würde ich vielleicht eine berühmte Schriftstellerin oder eine berühmte Hure werden. Doch mit der Rechtschreibung haperte es.

Von Anfang an nannte man mich die nackte Nell; die kleine Nell Luscombe, nackt und braun, mit knospendem Körper, die im Dorfbach planscht oder sich zwischen den Forellen tummelt. Amerikanische Soldaten, die darauf warteten, in den Krieg zu ziehen, pflegten mir Münzen und Kaugummi zuzuwerfen und mich zu fragen, wo meine Mutter sei. Sie saßen am Ufer und beobachteten mich stundenlang mit sehnsuchtsvollen Blicken.

Schon lange wollte ich mein Leben zu Papier bringen, weil so viele Bücher geschrieben worden sind, in denen die Huren schlechtgemacht werden. Das Bett war meine Werkbank. Dort spielt sich das ganze Leben in der Horizontalen ab. Nichts, was je geschehen ist, hat etwas an meinem Gefühl geändert, daß das Gute im Menschen um eine Kleinigkeit gewichtiger ist als das Schlechte. Ich bin als Romantikerin geboren und habe auch so gelebt. Als kleines Mädchen konnte ich nicht verstehen, warum die Sonne nicht mit Getöse untergeht.

Geboren bin ich in einem Dorf in der Grafschaft Devon. Mein

Vater, der nur knapp einsechzig groß und schrecklich dünn war, pflegte jeden Freitag zu schreien: «Ich werde dieses Haus mit meinen eigenen Händen einreißen.» In den ersten Jahren glaubte ich wirklich, er sei dazu imstande, beobachtete ihn immer ängstlich und hielt mich in der Nähe der Haustür auf.

Meine Mutter verbrachte ihre Tage damit, in einem riesigen Kupferkessel die Wäsche anderer Leute zu waschen. Wenn ich in diesen Kessel hineinsah, kam er mir vor wie der Mittelpunkt der Erde. Sie selbst schien auch ein Bündel Wäsche zu sein, rund, mit einer Korde um die Taille, das Haar an Stirn und Nacken klebend, das Gesicht verschwitzt. Wenn sie nicht gerade Wäsche wusch, dann bügelte sie, und von ihrem Bügeleisen stieg noch mehr Dampf auf. Sie verbrachte ihr ganzes Leben in Dampfwolken. Schon als kleines Mädchen dachte ich, es müsse eine bessere Art zu leben geben. Meine Schwester Mary und ich pflegten dazusitzen und sie durch den Dampf zu beobachten, als sei sie ein Geist, der bei einer spiritistischen Sitzung erscheint. Mary, die vier Jahre älter war als ich, flüsterte eines Tages: «Wenn ich erwachsen bin, Nell, werde ich das nicht machen.»

«Ich auch nicht, Mary», stimmte ich zu. «Lieber gehe ich auf den Strich.» Damals war ich etwa acht Jahre alt. Ich muß den Ausdruck irgendwo aufgeschnappt haben. Mary war wohl von seinem Klang beeindruckt, denn ich weiß noch, daß sie sagte: «Ich auch.» Sie hat es nie getan. Sie hat in einer Bäckerei gearbeitet.

Für ein Kind war das Dorf ein schöner Ort. Die kleinen Hügel von Devon erhoben sich ringsum, rote Erde und grüne Wiesen, und die Hohlwege waren tief und mit Schlüsselblumen gesäumt, sobald die Frühjahrs Sonne erschien.

Der Bach, der an Chapel Cottages vorbeifloß, war nie tiefer als einige Handbreit. Er plätscherte über glatte Kieselsteine und polierte sie noch glatter, und im Sommer wuchsen an seinen Ufern riesige Sonnenblumen an den Wänden der Kapelle und den Häusern empor.

Ich war sechs, als der Krieg ausbrach. Nichts schien sich dadurch zu ändern, außer daß die Männer weggingen, schließlich sogar auch mein Vater. Ich hielt das für eine Meisterleistung unserer Regierung, denn mit genügend Apfelwein ausgestattet konnte er zweifellos feindlichen Häusern und Besitztümern unermesslichen Schaden zufügen. Scheinbar änderte sich nichts, außer daß meine Mutter glücklicher wirkte, als mein Vater fort war.

Das Leben im Dorf ging Jahreszeit um Jahreszeit seinen gewohnten Gang, ruhig und gemächlich wie eh und je. Ich war zufrieden mit dem Gleichmaß der Tage und der alltäglichen Geschehnisse. Nichts schien sich zu ändern. Meine eigenen Veränderungen bemerkte ich selbst als letzte.

Etwa um die Mitte des Krieges begannen sich Soldaten in den South Hams zu sammeln. Zuerst nur wenige, dann immer mehr, hauptsächlich Amerikaner, die in Jeeps und Panzern herumkurvten und in Booten und Kähnen auf dem Hopewell Creek fuhren.

Ein paar von den Soldaten pflegten sich ans Ufer unseres Bachs zu setzen, wenn ich dort planschte, wie ich es im Sommer oft tat. Ich hatte nie daran gedacht, daß ich etwas anziehen sollte, um meine Blöße zu bedecken, wenn ich im Bach spielte, und meine Mutter anscheinend auch nicht, denn früher hatten mich nur die Dorfbewohner sehen können, und die kannten mich seit meiner Geburt. Jetzt kamen regelmäßig die jungen Amerikaner und saßen da. Sie waren sehr lustig und freundlich und gaben mir Kaugummi und manchmal ein paar Pennies. Ich zeigte ihnen, wie ich mit bloßen Händen Forellen fing, und sie fragten mich nach meiner Mutter (Ist sie jung? Ist sie hübsch?) und danach, ob mein Vater im Krieg sei.

Eines Abends blieb ich ein bißchen länger am Wasser als sonst, weil meine Mutter weggegangen war, um jemandes Wäsche zu holen, und sich verspätete, weil sie über die Amerikaner tratschte. Meine Schwester Mary arbeitete als Dienstmädchen in Hopewell Manor. Sie ging direkt nach der Schule dorthin und blieb bis sieben Uhr. Dafür bekam sie eine halbe Krone pro Woche.

Ich war also im Bach, nackt wie immer, und über den Feldern in Richtung Meer verdämmerte der Tag. Ein paar Fliegen und Mücken summten herum, denn die Luft war warm, und ihnen gefielen das Wasser und meine Haut. Ich überlegte gerade, ob ich heute abend länger würde im Wasser bleiben können als je zuvor, als der amerikanische Soldat den Weg von der Kapelle herunterkam. Es war derjenige, der mir erzählt hatte, er sei Cowboy gewesen, bevor sie ihn zu den Soldaten holten. Er war allein.

«Hallo, Nell», rief er, sobald er mich sah. «Bißchen spät für so was.»

«Ich warte auf meine Mutter», sagte ich, als täte ich das immer mitten im Bach.

Er setzte sich ans Ufer. «Sieht gut aus, das Wasser», sagte er. «Ist es kalt?»

«Nein», erwiderte ich. «Wie heißt du?»

«Man nennt mich Bronco, Sergeant Bronco», sagte er. «Ich war früher Cowboy.»

«Das hast du mir schon erzählt», erinnerte ich ihn. «Aber ich wußte deinen Namen nicht. Wo sind all die anderen hingegangen?»

«Zum Futtern», sagte er und fügte rasch hinzu: «Vielleicht gehe ich auch ins Wasser, Nell. Die Füße tun mir höllisch weh. Wir sind marschiert.»

Er zog Schuhe und Socken aus und dann zu meiner leisen Überraschung auch seine Hose. Ich fragte mich, wieso er sie nicht einfach hochkrempelte, aber dann dachte ich, er müsse sie vielleicht für militärische Paraden schonen.

Der Abend war dämmrig und still. Ich war nicht ängstlich, nur neugierig. Nachdenklich setzte ich mich in den Bach und ließ das Wasser über meine Beine und um meine Taille spülen. Es war, als säße ich gedankenlos in einem Sessel. Ich war so daran gewöhnt, daß ich das Wasser kaum spürte. Sergeant Bronco schaute auf mich nieder und reckte dann das Kinn, als sei er zu einer Entscheidung gekommen.

«Ich hätte wirklich Lust, mich zu dir zu setzen, Nell», sagte er langsam. Sein Gesicht verschwamm in der Dämmerung, aber ich konnte seine Augen glänzen sehen.

«Aha», antwortete ich mit kindlicher Selbstsicherheit. «Aber dann wird deine Unterhose naß, nicht?»

«Stimmt», sagte er lächelnd. «Stimmt. Na ja, ich denke, ich werde sie ausziehen.» Und das tat er. Mitten in der Abenddämmerung im Bach. Er kam ein bißchen näher, und ich roch, daß er etwas getrunken hatte – ein vertrauter Geruch für ein Mädchen, das jahrelang seinen Vater an Freitagabenden erlebt hatte. Aber er lächelte sein freundliches amerikanisches Lächeln und zog seine Unterhose mit der gleichen Natürlichkeit aus, mit der er den Hut gezogen hätte. Ich war fasziniert, aber nicht ängstlich.

Es war das erste männliche Glied, das ich erblickte. Es baumelte da wie eine Art drittes Bein. In der Dämmerung startete ich es an.

«Wie nennt man das?» fragte ich und zeigte mit dem Finger vorsichtig darauf.

«Das?» Er schien ziemlich überrascht, daß ich es gesehen hatte, und schaute darauf herunter, als habe er seine Existenz nie zuvor bemerkt.

«Na ja . . . rate mal, Nell.»

Ich fand diese Aufforderung nicht unvernünftig. In der Schule hatte man mir schon blödere Fragen gestellt. «Tja», sagte ich langsam auf meine Devoner Art, «ich finde, es sieht aus wie ein Jumbo.»

«Herrlich», lachte er, aber leise. Er ließ sich im Bach nieder, und sein Gesicht veränderte sich im Zwielficht, als das Wasser sich um ihn schloß. «Iiii . . . bißchen kalt.» Aber da saßen wir nun im Wasser, der Soldat und das nackte kleine Mädchen. Bald würde er in den Krieg ziehen, und ich würde im Dorf bleiben und groß werden. Um uns herum war es beinahe dunkel, man hörte nur das Surren der Insekten und das Plätschern des Bachs.

«Jumbo», wiederholte er nachdenklich. «Das ist ein toller Name dafür.» Er rutschte näher zu mir, und sein Hintern schrammte über das Bachbett. Die Zipfel seines Armeehemdes hingen im Wasser, aber er schien es nicht zu bemerken. Dicht vor mir hielt er an. Seine kräftigen Beine spreizten sich, und ich saß zierlich dazwischen. Aus der Nähe bemerkte ich jetzt, daß sein Gesicht besorgt aussah.

«Nell», sagte er heiser. Er kniete sich hin und hob den Oberkörper aus dem Wasser. «Nell, willst du Jumbo für mich halten?»

Ich kann mich nicht erinnern, daß ich schockiert gewesen wäre oder das Ansinnen unvernünftig gefunden hätte. Vielleicht war ich für das Leben bestimmt, das ich schließlich führte. «Ihn halten?» fragte ich jedoch. Ich schaute nach unten. Trotz des kalten Wassers, das jetzt in Strömen über seine Haut floß, war das Utensil immer noch lang und dick und hing herunter. «Ihn halten?» wiederholte ich. «Wozu sollte ein Mädchen wie ich dieses große Ding halten wollen?»

«Als Hilfe . . .» Seine Stimme war jetzt ein flehendes Krächzen. «Als Hilfe im Krieg.»

Nach all den Jahren und allen meinen Erfahrungen finde ich, daß das der beste Vorwand war, den ich je gehört habe.

Er muß mich beeindruckt haben, denn ich schaute wieder nach unten. Seine Beine waren gespreizt. Es hing da wie eine Glocke im Glockenturm; die Spitze streifte die Wasseroberfläche.

«Ach, ich weiß nicht», zögerte ich. «Ich hab das noch nie gemacht. Ich gehe meine Mutter fragen.»

«Nein», antwortete er hastig. «Mir wird richtig kalt hier.» Er streckte die Hände aus und ergriff meine, aber sanft. Seine Augen starrten unverwandt in mein braunes, nacktes Gesicht. Er lächelte noch immer, aber ein bißchen starr. Ich ließ ihn meine Hände nehmen und spürte, wie sie den Jumbo berührten und sich darum schlossen. Er war warm! Ich war erstaunt. Noch erstaunter war ich, als er

auf höchst magische Weise zu wachsen und sich zu versteifen begann. Es war, als pumpe jemand einen Fahrradreifen auf. Ich dachte, er führe mir irgendeinen Zaubertrick vor, und meine großen Augen wurden in der Dunkelheit noch größer, als ich das pulsierende Leben darin spürte. «Sergeant Bronco», flüsterte ich unsicher, «er bewegt sich.» Ich hatte so ein Gefühl, als könne er sogar den Bach hinunterschwimmen.

«Sicher, sicher.» Seine Stimme war jetzt nur noch ein Knirschen. «Schön festhalten, Schätzchen, dann schwimmt er nirgends hin.»

Ich muß jetzt gestehen, daß es mir gefiel, wie er sich anfühlte, und dieses Vergnügen hat mich nie verlassen. Seine seidige Stärke, seine anheimelnde Wärme, sein Eigenwille. Ich begann, mit den Fingern und Handflächen darüberzustreichen. Er hatte sich versteift wie ein Schilfkolben. Ich war erstaunt über seine Fähigkeit zu wachsen. Der kleine Mann sah überdimensional aus. «Wird er noch größer?» fragte ich und schaute ihn mir näher an.

«Er könnte es versuchen», sagte er. Aber seine Stimme klang wie das letzte Keuchen von jemandem, der erwürgt wird. Ich schaute auf und sah ungeheure Qual in seinem Gesicht. Instinktiv rieb ich mit den Fingern auf und ab. Sein Ausdruck wurde noch angespannter. «Großer Gott... ich komme», flüsterte er.

«Nicht sterben», rief ich in Verkennung der Lage. Ich hatte wirklich gedacht, er wolle den Geist aufgeben und habe Gott mitgeteilt, er sei unterwegs zu ihm. Meine Tante Dolly hatte sich ähnlich ausgedrückt, bevor sie verschied.

Er starb nicht, aber im nächsten Moment warf er sich auf mich und preßte meinen kleinen Körper mit den Armen fest an sich. In dieser lächerlichen Stellung verharrte er eine Minute oder so, und dann ließ er sich in den Bach fallen, und das unschuldige Wasser spülte seine Qual fort. Sein Gesicht war tränenüberströmt. Er hob sich aus dem Wasser und drückte seine junge Männerwange zärtlich an meine.

«Nell», sagte er. «Süße Nell.»

Ich sah ihn nie wieder. Er muß in den Krieg gezogen sein. Vielleicht überlebte er, vielleicht starb er. Ich versprach, unser Geheimnis für mich zu behalten (was ich bis heute getan habe), ging nach Hause wie gewöhnlich, aß zu Abend und ging schlafen. Meine Mutter kam herauf, um mir beim Beten zuzuhören, und ich betete extra für den Sergeanten, was sie amüsierte und verwirrte. Aber ich, Nell Luscombe, wußte, daß ich schon etwas für den Krieg getan hatte.

«Mama», sagte ich, bevor ich einschliefe, «wir werden den Krieg gewinnen.»

Jeden Tag wachte ich früh auf, und der Sonnenschein wirkte jeden Morgen neu. Ich zog eines meiner drei Schulkleider an. Ich badete weiterhin jeden Nachmittag im Bach, jetzt ungestört und immer nackt. Wenn ich heute darüber nachdenke, wird mir klar, daß meine Garderobe so spärlich war, daß ich kaum anders als nackt hätte baden können. Nicht, daß damals in dieser Gegend irgend jemand das Wort «nackt» benutzt hätte. Ich hörte es erst, als ich unter raffinierteren, aber immer noch nackten Umständen arbeitete. Im Bach war ich bloß unbekleidet.

Mein Abenteuer mit Sergeant Bronco hatte mich interessiert, und ich dachte von Zeit zu Zeit daran, aber ohne Verstörung. Ich brauchte mich nicht anzustrengen, um es geheimzuhalten, denn es beschäftigte mich nicht sonderlich. Ich glaube, als ich zum erstenmal die Finger eines Bauern an einem Kuheuter sah, war ich mehr beunruhigt, und es machte mir mehr zu schaffen, als ich das erste Kutschpferd auf der Straße krepieren sah. Viele Jahre später zeigte ein Psychiater großes Interesse, als ich ihm diese wahren Tatsachen berichtete.

Damals hatten wir im Sommer drei schulfreie Wochen im August und Ende September und Anfang Oktober noch einmal drei Wochen frei, damit wir Kinder bei der Ernte helfen konnten. Das war eine gute Zeit für uns, mit den Männern auf den Feldern, wo wir wirklich beim Dreschen und bei der Kornernte halfen. Die Tage schienen immer heiß und rot zu sein, und ich kann den Staubgeruch des Getreides heute noch riechen. Kaninchen und Ratten flohen aus der Insel von Getreide, die mitten auf dem Feld immer kleiner wurde. Die Hunde jagten sie in wütender Erregung, und oft schossen die Männer auf die Kaninchen und nahmen sie mit nach Hause, um sie zu häuten und zu kochen.

Die Männer brachten Brotkanten und Käse und Zwiebelscheiben in Mullsäckchen mit, und wenn der Tag fortschritt, schwitzten sie mehr und tranken Schoppen um Schoppen einfachen Apfelwein. Der wurde vom jeweiligen Besitzer des Feldes geliefert und war in der Gegend als «Bauernrache» bekannt, weil er ungeheuren Durchfall verursachte. Die Männer waren natürlich daran gewöhnt, aber wenn eines von uns Kindern davon trank, sah man uns über das abgemähte Feld rennen, so schnell unsere kleinen Beine uns trugen. Ich erinnere mich noch an das schreckliche Gefühl, ich könnte die Hecke nicht

rechtzeitig erreichen, und höre noch das brüllende Gelächter der Männer, als ich rannte. Auch das fand der Psychiater sehr interessant.

Besorgniserregend war, daß die Männer gegen Abend von dem Apfelwein ziemlich angeheitert waren und anfangen, hinter einigen der älteren Mädchen und jungen Frauen herzulaufen, die mit ihnen auf den Feldern arbeiteten. Meine Mutter pflegte immer um sechs Uhr zu kommen und mich vom Feld zu holen, weil sie wußte, daß der Apfelwein die Männer benommen und scharf machte. Dann fing sie zu meiner Überraschung an, selbst mit auf den Feldern zu arbeiten; sie bückte sich mit den anderen und trank gelegentlich auch einen Schluck aus der Flasche mit Apfelwein. Das tat ihr richtig gut. Ihr Gesicht verlor sein dampfendes Aussehen, und ihre Backen wurden braun und ihre Augen hell. Sie war immer ein bißchen rundlich gewesen, aber ich sah, daß das einigen Männern gefiel; sie hielten inne, um auf ihren braunen Hals und ihre großen Brüste zu schauen, wenn sie sich bei der Arbeit niederbeugte. Eines Tages bemerkte ich, daß drei Feldarbeiter ihre Bewegungen so einrichteten, daß sie aufrecht standen, wenn meine Mutter sich bückte. Es war wie eine Art langsamer Tanz auf dem Heuboden. Als sie merkte, worauf sie aus waren, tat sie so, als sei sie ärgerlich, aber eine Minute später lachte sie wieder so fröhlich wie alle anderen. Ich hatte sie noch nie so gesehen. Es war, als fühle sie sich wieder jung.

Es gab da einen jungen Mann namens Luke, groß und rot wie eine Pflaume, mit lockigem Haar. Er hatte schlechte Augen und war deshalb nicht im Krieg. Meine Mutter konnte er allerdings recht gut sehen, und ich konnte sehen, daß er ihr gefiel, denn sie lachten immer zusammen, und sie trank stets aus seiner Apfelweinflasche. Sie pflegten alberne Scherze zu tauschen und sich darüber totzulachen. Ich stand abseits und fragte mich, warum sie mit meinem Vater nie so gelacht hatte, und ich fragte mich auch, warum mein kleinwüchsiger Vater in den Krieg geschickt worden war, während Luke, weil er Schafsmist oder Getreidestaub in die Augen bekommen hatte, hier auf einem englischen Feld stand und mit meiner Mutter zusammen die Ernte einbrachte.

Noch verwirrter war ich eines Mittags, als alle Essenspause machten und die Hunde unter den Bäuchen der Pferde im Schatten lagen. Ich schlenderte zum anderen Ende des Feldes, auf dem wir arbeiteten. Dort stand das Korn noch, und ich ging um den Rand herum und spürte, wie die Grannen der Halme meine Achselhöhlen kitzelten. Mein Haar und meine Stirn ragten knapp aus dem Getreide. Ich ging

zu einem Streifen mit Geißblatt oder dergleichen und schnüffelte in die Luft, um seinen Duft zu riechen, als mir der unverkennbare Geruch von Apfelwein in die Nase stieg. Dann hörte ich irgendwo vor mir ein kollerndes Lachen und dann ein schuldbewußtes Kichern, in dem ich die Stimme meiner Mutter erkannte.

«Also Luke Lethbridge», hörte ich sie flüstern, «das sollten wir nicht machen. Diese Halme pieksen mich in den Hintern.»

Ich ging einen kleinen Schritt weiter und konnte sehen, wie sie sich auf dem Boden wälzten. Ich hörte, wie er keuchte und schwitzte. Dann erschien zu meiner Überraschung ein großes, rosafarbenes männliches Hinterteil über dem Getreide wie ein Wal, der an die Meeresoberfläche kommt. Es hob und senkte sich mehrmals, und ich hörte Luke Lethbridge glücklich ächzen und meine Mutter wonnig stöhnen. Ich lief nicht fort, sondern ging langsam davon, besorgt und erstaunt.

Ich war von Natur aus immer mutig. An diesem Abend, als es dämmerte und alle sich auf den Heimweg machten, ging ich zu Luke und hielt ihn mit meiner kleinen Hand an seinem derben Gürtel fest.

«Luke Lethbridge», sagte ich, «was hast du auf dem Feld mit meiner Mutter gemacht?»

Er hatte helles Haar und helle, buschige Augenbrauen. Sein Gesicht war rund und von der Arbeit gerötet. Er blieb stehen und dachte über die Frage nach, als überlege er, ob sie einer Antwort wert sei.

«Wir haben uns gebalgt», sagte er schließlich. «Wir haben uns gebalgt, Mädels.»

«Gebalgt? Gebalgt?» antwortete ich bitter. «Und wie kommt es, daß du dazu die Hose ausziehst und es mit nacktem Hintern machst?»

«Es war heiß, Mädels», sagte er. Farmarbeiter in Devon sind nicht so leicht beleidigt. «Es war heiß, als wir uns gebalgt haben.»

Und damit pafte er davon. Er hatte die Jacke über die Schulter gehängt und wiegte sich in den Schultern wie ein Bauernkater, als er zu seiner Frau und seinem Tee nach Hause ging.

Die Sache nahm ein denkwürdiges Ende. Es gab noch einen anderen Mann, der auf den Feldern arbeitete. Er hieß Daniel Pentecost und war so dunkel, wie Luke Lethbridge blond war. Er war klein und breit wie ein Amboß und genauso stark. Er muß ebenfalls mehr als einen Blick auf meine Mutter geworfen haben, denn er und Luke wurden dieses Jahr auf den Erntefeldern Feinde. Wenn ich heute

daran denke, staune ich darüber, wie anziehend sie in ihrer groben Fülle für diese Bauern war.

Ich weiß nicht, ob meine Mutter der Lust, Liebe oder Eifersucht von Daniel Pentecost irgendwelche Beachtung schenkte, aber zu dem, was er tat, wurde er nur durch sie getrieben. Daniel war für eines der Gespanne großer Pferde zuständig, die die Mähmaschine durch das auf dem Halm stehende Getreide oder das trockene Heu zogen. Daniels Gespann bestand aus zwei Pferden, und er trieb sie von seinem Sitz auf der Mähmaschine aus mit Rufen an wie: «Hüh, Samson! Hüh, Goliath! Los, ihr Mistviecher!» Sonst sagte er nie sehr viel, nicht einmal in der Dorfschenke. Anscheinend konnte er nur mit Pferden reden.

Um die Mittagsstunde gegen Ende der Erntezeit saß Daniel essend und aus seiner Feldflasche trinkend unter dem Bauch seiner Pferde, genau wie die Hunde, um sich vor der Mittagssonne zu schützen. Ich war mit den anderen Kindern durch Hecken und Geißblatt getobt und kam an die Stelle zurück, wo alle Arbeiter versammelt waren; ich sah sofort, daß meine Mutter und ihr Liebhaber Luke fehlten. Ich weiß noch, wie schwer mir das Herz wurde. Ich setzte mich neben einen der Wagen und zog in Erwägung, das Getreide in Brand zu stecken. Daniels Gedanken müssen sich um dasselbe Thema gedreht haben. Er kam unter den Bäuchen der Pferde hervor und begann still, sie an die Mähmaschine zu schirren.

«He, Daniel», rief einer der anderen Männer. «Du brauchst noch nicht anzufangen! Es ist erst eins!»

«Mach, was du willst, Brian Brewer», antwortete Daniel langsam. «Ich fange jetzt an.»

Sie müssen erkannt haben, was er vorhatte, denn alle hörten auf, ihr Brot und ihren Käse zu essen und den Apfelwein zum Mund zu führen. Frauen und Kinder drängten sich dichter zusammen, wie sie das bei Krisen tun. Nur ich stand abseits von allen anderen und beobachtete, wie er die Pferde antrieb und zum Getreide führte, das wir vor dem Mittagessen geschnitten hatten. Hinter ihm drehte sich ruhig die Mähmaschine.

«Hü, Samson! Hü, Goliath! Los, ihr Mistviecher!» rief er und beugte sich vor wie ein Schiffskapitän, der nach dem fernen Horizont Ausschau hält.

Er war bereits auf die entfernte Seite des Feldes gelangt, ehe ich mit meinem kindlichen Verstand begriff, was er Böses im Schilde führte. Wenn die anderen wirklich wußten, was das war, so rührten sie sich

jedenfalls nicht, sondern standen reglos da und beobachteten ihn. Dann wurde es mir klar. Er lenkte die Pferde und die große, wirbelnde Mähmaschine an die Stelle, wo meine Mutter und Luke Lethbridge sich im Getreide versteckt hatten. «Nein, tu das nicht, Daniel Pentecost!» schrie ich plötzlich. «Du sollst meine Mutter nicht zerschneiden!»

Schreiend begann ich über das Stoppelfeld zu rennen. Die Halme schnitten mir beim Laufen in Knöchel und Beine. Hinter mir kam lange niemand, aber dann löste etwas die anderen aus ihrer Starre, und alle liefen mir nach. Es muß ein seltener und eigenartiger Anblick gewesen sein, wie wir alle über das Stoppelfeld rannten, ich halbnackt voran, Frauen mit geschürzten Röcken, Männer mit nacktem Oberkörper, die mit ihren schweren Stiefeln durch das Feld pflügten, und ein langer Schwanz aufgeregter Kinder hinterdrein, begierig auf den Anblick von Blut.

Luke muß es meiner Mutter gut besorgt haben, denn sie hörten das Näherkommen der Pferde und der Mähmaschine und unser Geschrei nicht. Als Landleute rannten wir in einem breiten Winkel um den Rand des ungeschnittenen Korns herum; wir wagten nicht, hindurchzulaufen, oder wußten, daß es zu dicht und undurchdringlich sein würde.

Daniel und seine Pferde liefen weiter. Ich rannte, wie ich noch nie gerannt war, und schrie mit meiner hohen Kinderstimme. Daniel hörte mich und drehte sich auf seinem Sitz um. Dann schaute er wieder nach vorn und trieb Samson und Goliath, die Mistviecher, mit neuem Schwung an.

Sie sagen, es war Goliath, der Luke Lethbridge mitten in den Rücken trat. Bestimmt war Goliath derjenige, der sich zuerst aufbäumte und das andere Pferd mitriß. Wie ein Teufel versuchte Daniel, sie weiterzutreiben, damit die Klängen der Maschine, die sie zogen, das Paar im Getreide erwischten. Tatsächlich hätten die Pferde seinen bösen Plan beinahe ausgeführt, denn sie bäumten sich auf und stürzten dann wieder herunter. Sie waren aber seitlich ausgebrochen, und so entgingen Luke und meine liebe Mutter gerade noch dem vollen Gewicht ihrer eisenbeschlagenen Hufe, die einen ganz schön zurichten können.

Daniel stieg vom Sitz der Mähmaschine und machte sich über die Felder davon; keiner verfolgte ihn. Es heißt, er habe am nächsten Tag Exeter erreicht und sei in die Marine eingetreten.

Die Dorfbewohner hielten die Pferde fest und hoben dann den